

beauftragt, das Evangelische Hilfswerk in der englischen Besatzungszone zusammenzufassen. Kurz darauf wurde er zum Leiter und Hauptgeschäftsführer des Evangelischen Hilfswerks in Westfalen. Diese Phase, die bis 1950 währte, stellt *Gerald Schwalbach*, hessischer Pfarrer, in seinem Beitrag (171–182) dar. Nach Pawlowskis Rückzug aus der westfälischen Verbandsdiakonie fand dieser mit der im April 1951 erfolgten Gründung des Anstaltsbundes „Johanneswerk e.V.“ ein neues Betätigungsfeld bis zu seinem überraschenden Tod im August 1964. Dieser Zeit widmet sich der Gemeinschaftsbeitrag (183–194) von Gerald Schwalbach und Bärbel Thau, während letztere im abschließenden Beitrag (195–199) einen knappen Ausblick auf die Entwicklung des Evangelischen Johanneswerks e.V. von 1964 bis zur Gegenwart gibt.

Fazit: Es ist positiv herauszustellen, daß eine große diakonische Einrichtung zum runden Geburtstag ihres Gründers nicht eine Hochglanz-Jubelbroschüre vorlegt, sondern Wert legt auf einen ebenso lesenswerten wie allgemeinverständlichen Band, dessen Beiträge gleichwohl alle auf wissenschaftlichem Niveau gehalten sind. Der Band vereint die diakonische Zeitanalyse mit Zukunftsfragen der Diakonie einerseits und mit historischen Fachbeiträgen andererseits. Insbesondere die Beiträge über Karl Pawlowski und das Evangelische Johanneswerk bilden einen weiteren Baustein im Rahmen einer regionalhistorischen Ausdifferenzierung diakoniegeschichtlicher Forschung.

Heidelberg

Volker Herrmann

*Winter, Christian: Gewalt gegen Geschichte. Der Weg zur Sprengung der Universitätskirche Leipzig* (= Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 2), Leipzig (Ev. Verlagsanstalt) 1998, 344 S., Abb., kt., ISBN 3-374-01692-8.

Zum Wesen von Diktatoren gehört ihre Neigung, sich als Städteplaner großen Stils zu betätigen. Die Bilddokumente sind allgemein bekannt, die Stalin, Hitler und Ulbricht zeigen, wie sie neue Stadtlandschaften am Modell gestalten. Dabei geht es einmal um die Korrektur von Geschichte: Die Zeugnisse einer unerwünschten Geschichte müssen aus der Stadtlandschaft und damit aus dem kollektiven Gedächtnis verschwinden. Das eigentliche Ziel aber ist die Formierung eines „neuen Menschen“ als zentraler Größe totalitärer

Utopien. Dieser „neue Mensch“ präsentiert sich am besten bei jenen „machtvollen Demonstrationen“, die den Diktatoren, aber auch den „Kundgebungsteilnehmern“ das erreichte Maß der Unterwerfung „demonstrieren“. Stalin ließ in Moskau den Ring der „Kommunistischen Kathedralen“ errichten. Hitlers Pläne für die Umgestaltung der „Reichshauptstadt Berlin“ blieben nur deshalb Fragment, weil der Krieg die vollständige Ausführung der großwahnsinnigen Pläne des „Führers“ und seines Architekten Albert Speer verhinderte. Der DDR-Diktator Walter Ulbricht ließ die Schlösser in Berlin und Potsdam ausradieren. Es folgten zahlreiche Kirchenruinen, die durchaus wieder aufzubauen gewesen wären, aber auch unzählige Bürgerhäuser, Adelspaläste, Gutshäuser und andere Zeugnisse der Vergangenheit. Besonders konsequent wüdete die „Großflächenentrümmerung“ in Dresden. Was dort und in der ganzen DDR noch im nachhinein vernichtet wurde, läßt sich ohne große Mühe dem monumentalen zweibändigen Werk „Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation der Schäden und Totalverluste auf dem Gebiet der DDR“ entnehmen, die die Denkmalpfleger der DDR in zweiter Auflage 1980 im Ost-Berliner Henschelverlag vorlegten. Diese Publikation mit ihren 2040 Abbildungen, in der die Vernichtung der Leipziger Universitätskirche allerdings auch nur ganz versteckt erwähnt werden durfte, signalisierte einerseits den hinhaltenden Widerstand, den die DDR-Denkmalpflege dem ideologisch motivierten Vernichtungswillen der SED-Machthaber entgegenzusetzen versuchte. Sie zeugte aber auch von einer Veränderung in der ideologischen Großwetterlage: Unter den Stichworten „Erbe und Tradition“ hatte die SED-Führung ab Mitte der siebziger Jahre die Anweisung gegeben, die ganze deutsche Geschichte für die „Nationalgeschichte der DDR“ zu vereinnahmen.

Viele der von Ulbricht angeordneten Zerstörungen konnten ohne größeren Widerspruch aus der Bevölkerung durchgeführt werden. In einer systembedingten Mangelwirtschaft war die Frage, wofür die wenigen Ressourcen in der Bauwirtschaft eingesetzt werden sollen, nur schwer zu entscheiden. Viele votierten da begrifflicherweise eher für die „Rekonstruktion“ der eigenen Wohnung oder gar eine Neubauwohnung in einer der Plattenbausiedlungen als für den Wiederaufbau eines historischen Baudenkmals. Widerstand begann sich erst zu regen, als die

SED-Führung daran ging, auch völlig intakte Bauten zu schleifen, um die Gestaltung der „sozialistischen Stadt“ voranzutreiben. Der berühmteste, wenn nicht der berüchtigtste Fall dieser Art war der der Leipziger Universitätskirche, die am 30. Mai 1968 gesprengt wurde und eine wesentliche Station im Prozeß der von der SED vorangetriebenen Entchristianisierung der DDR markiert.

Die für diesen Akt des Vandalismus Verantwortlichen wußten, was sie taten. Schon 1961 hatte Elisabeth Hüttner der Philosophischen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig ihre umfassende Dissertation „Die Pauliner-Universitätskirche zu Leipzig. Geschichte und Bedeutung“ vorgelegt. Die Arbeit durfte damals nicht gedruckt werden und wurde – entgegen allen Gewohnheiten – auch in der Universität nicht archiviert. Erst 1993 konnte eine von der Autorin rekonstruierte Fassung im Weimarer Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger erscheinen. Bereits 1992 hatte Clemens Rosner seine Studie „Die Universitätskirche zu Leipzig. Dokumente einer Zerstörung“ im Druck vorgelegt. 1999 erschien Katrin Löfflers Buch „Die Zerstörung. Dokumente und Erinnerungen zum Fall der Universitätskirche Leipzig“.

Christian Winter, geb. 1965 in Borna bei Leipzig, Theologe, seit 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, hat sich in seiner 1994 angenommenen Dissertation auf „Die Auseinandersetzungen um die Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig. Vorgeschichte und Umstände der Zerstörung“ (so der ursprüngliche Titel der Dissertation) konzentriert. Der Skandal hat eine breite archivalische Spur hinterlassen. Winter nennt die Bestände des ZK und des Politbüros der SED, des Ulbricht-Büros, des MfS, des Bezirksparteiarchivs Leipzig der SED, der Bezirksbehörde Leipzig der Deutschen Volkspolizei, des Bezirkstages und der Stadtverordneten Leipzig, der Universität Leipzig und ihrer Theologischen Fakultät, der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, der Superintendentur Leipzig-West und des Zentralen Parteiarchivs der Ost-CDU. Ebenso reichhaltig ist die Liste der benutzten Literatur. Alles das zeigt: Die Zerstörung der Leipziger Universitätskirche blieb kein Winkelereignis der DDR-Provinz. Sie steht vielmehr für eine zentrale Auseinandersetzung in einer besonderen Krisensituation der SED-Diktatur. Als die Sprengung am Leipziger Augustus-/Karl-Marx-Platz erfolgte, hörten auch in der

DDR unzählige Menschen allabendlich die Sendungen des Prager Rundfunks und begeisterten sich für die Vision eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“.

Winter rekonstruiert in seiner detailgesättigten Studie zunächst die „Geschichte der Zerstörung der Universitätskirche St. Pauli“ bis hin zu jenem Tag, an dem mehrere Tausend Zuschauer, darunter etwa 30 bis 50 in Trauerkleidung, dem Ende der über 700 jährigen Kirche beiwohnten. Das Trauergeläut der anderen Leipziger Kirchen war staatlicherseits untersagt worden. Auch das Landeskirchenamt wünschte kein Geläut, nachdem die Kirche verloren war. Der hinhaltende Widerstand der Universität und insbesondere ihrer Theologischen Fakultät, der Denkmalpflege (in SED-Papieren verächtlich als „Denkmalschützer“ bezeichnet), der Kirchenleitung, einzelner CDU-Mitglieder und vieler Bürgerinnen und Bürger war vergebens gewesen. Der Leipziger SED-Chef Paul Fröhlich formulierte in gewohnter Brutalität die Alternative: „Entweder wollen sie nun die Universität, soll die Wissenschaft blühen und sie wollen ein anständiges Leben, oder wir bauen Kirchen“ (206).

Besonders verdienstvoll sind Winters genaue Untersuchungen zu den „beteiligten Personen, Gruppen und Institutionen und ihrer Rolle in den Auseinandersetzungen um die Universitätskirche“. Hier geht es um die SED-Formationen, die Ost-CDU, die Regierung und die Ministerien, die Leipziger Gremien, die Polizei und den Staatssicherheitsdienst, die Kirchen, die Universität, die Denkmalpfleger, die Architekten, die Presse und die Reaktionen in der Leipziger Bevölkerung sowie aus Westdeutschland und dem Ausland. „Auffällig zurückhaltend und freundlich“ berichtete z.B. Eduard Beaucamp in der FAZ vom 13. April 1968 (vgl. 174). Lediglich Hans Lindemann lieferte im Deutschland Archiv eine ausgesprochen kritische Darstellung der Ereignisse. Winter wird wohl zustimmen sein, wenn er die Studentenunruhen und Streiks, den Vietnamkrieg und den beginnenden Contergan-Prozeß, aber auch die Ereignisse in der CSSR als Gründe dafür benennt, daß das Ende der Leipziger Universitätskirche in der westdeutschen Öffentlichkeit keine Rolle spielte.

Um so wichtiger ist es, die Geschehnisse um die Leipziger Universitätskirche präzise in die Geschichte von Opposition und Widerstand in der DDR einzuzichnen. Winter votiert hier sehr ausgewogen, wenn er zunächst feststellt: „Bei der Beur-

teilung der Proteste [gegen die Sprengung] muß die Situation in der DDR in den sechziger Jahren berücksichtigt werden. Das Vorgehen der Staatsmacht gegen Demonstranten im Juni 1953 – auch in Leipzig gab es dabei Tote und Verwundete – war noch allen im Bewußtsein. Den Zeitungsartikeln, die die Reden Fröhlichs und Kresses [Oberbürgermeister in Leipzig] wiedergaben, war zu entnehmen gewesen, daß die SED-Führung auch 1968 keinen Protest oder Widerstand dulden wollte. Erstmals seit 1953 kamen dennoch Menschen aus allen Schichten gegen eine staatliche Aktion zusammen – trotz berechtigter Angst vor einer auch jetzt wieder zu allem entschlossenen Staatsmacht [...]. Angst und Hoffnungslosigkeit sowie, besonders auch in den Kirchenleitungen, der Wille, eine Eskalation der Auseinandersetzungen zu vermeiden, verhinderten stärkeren Protest“ (291). Andererseits galt aber auch, „daß es in der Bevölkerung durchaus Zuspruch zu den Neubauplänen [der Universität] gab. Eine noch vorhandene Aufbaustimmung ließ Begeisterung

für die Beseitigung alter Ruinen empfinden. Auch eine antikirchliche Stimmung, gerade in der Arbeiterschaft, wo die atheistische Propaganda stärker wirkte, aber auch unter marxistisch geprägten Wissenschaftlern an der Universität war durchaus vorhanden“ (292).

Heute bemüht sich der Leipziger Paulinerverein um den Wiederaufbau der Kirche „als weithin sichtbares Symbol für die Unbeugsamkeit der Leipziger Bürger und als Mahnmahl für die Opfer einer vierzig Jahre währenden Willkürherrschaft“ (Harald Fritsch). Die Chancen dafür stehen nicht gut: Als Symbol des Widerstandes ist die Nikolaikirche seit dem Herbst 1989 im Gedächtnis der „Heldenstadt Leipzig“ verankert. Die Vernichtung der Universitätskirche bleibt jedoch „eine Wunde im Denken und Fühlen der Stadt“ (Einbandtext des Buches von Winter), die nur vernarben kann, wenn angemessene Formen der Erinnerung an dieses SED-Verbrechen und des Widerstandes dagegen gefunden werden.

Telgte

Peter Maser